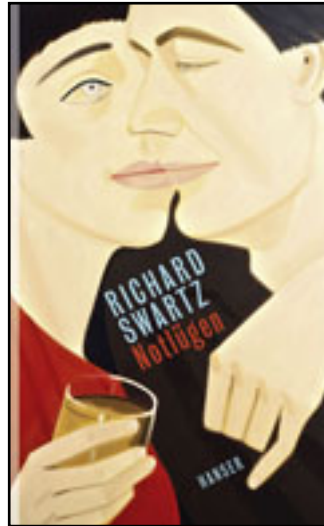


HANSER



Leseprobe

Richard Swartz

Notlügen

Übersetzt aus dem Schwedischen von Verena Reichel

ISBN: 978-3-446-23866-4

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23866-4>

sowie im Buchhandel.

Ein Mann ist zu einem kurzen Besuch in einer fremden Stadt, für drei oder höchstens vier Tage, und damit er sich dort nicht ganz einsam fühlt, arrangiert eine Freundin für ihn eine Begegnung mit einer anderen Frau.

Die Freundin ist eine der wenigen Personen, die er in der Stadt kennt. Sie selbst hat keine Zeit, sich um ihn zu kümmern; das gibt sie zumindest vor. Diese Freundin ohne Zeit ist zwar selbst an der Gesellschaft des Mannes interessiert, und mehr als das, aber jahrelang ohne den geringsten Erfolg, und als etwas, das wie ein letztes Opfer auf diesem Altar der unerwiderten Liebe aussehen kann, bringt sie nun die beiden Unbekannten zusammen, den Mann, den sie selbst begehrt, und die ihm unbekannte Frau, wie eine Kupplerin, denkt er, sagt es aber nicht.

Stattdessen dankt er der Freundin für ihre Fürsorglichkeit in dieser dem Mann fast unbekanntem Stadt. Groß ist sie nicht, doch durch ihr Alter unübersichtlich; der Mann hat Schwierigkeiten, sich darin zurechtzufinden. Bei seinem letzten Besuch hatte er sich in den Gassen verirrt, wo immer er auch gegangen war, nach links oder nach rechts, war er zum selben Platz mit demselben Springbrunnen zurückgekehrt, wo das Wasser aus den Mündern von Amorinen und Delfinen sprudelte.

Der Mann und die andere Frau treffen sich in einem Café,

das ihm die Freundin genau beschrieben hat. Sicherheitshalber ist er mit einem kleinen Touristenstadtplan ausgerüstet, in dem die Freundin mit einem schwarzen Kugelschreiber das Café und die Straßen und Gassen, durch die man dort hingelangt, eingezeichnet hat. Auf derselben Karte hat sie Namen, Telefonnummer und Haarfarbe der Freundin notiert und ihre Nase im Profil gezeichnet, so dass es keine Missverständnisse geben kann.

Die Straßen in dieser Stadt sind still. Sie wirken verlassen und die Häuser unbewohnt, nur selten steht ein Fenster zur Straße hin offen. Als der Mann das Café ohne Schwierigkeiten findet, ist die Frau, die er treffen soll, bereits da.

Das verursacht ihm ein Gefühl leisen Unbehagens.

Anfangs will das Gespräch nicht recht in Gang kommen. Der Mann vermutet, es habe mit der gegenseitigen Schüchternheit zu tun, sie beide fühlten sich aber obendrein gehemmt durch die unsichtbare Anwesenheit der Freundin bei diesem Treffen, das ja ohne ihre Mitwirkung nicht zustande gekommen wäre. Um seine Dankbarkeit gegenüber der Abwesenden zu zeigen, sprechen sowohl der Mann als auch die Frau in lobenden Worten ziemlich lang über sie. Dieses Gespräch, das einer dritten Person gilt, erlaubt ihnen auch, die Neugier aufeinander durchscheinen zu lassen, ohne sich allzu offen zu irgendwelchen anderen Absichten zu bekennen, etwas, das so früh am Abend ebenso unhöflich wie unvorsichtig gewesen wäre, die Uhr hat ja noch nicht einmal sieben geschlagen.

Der Mann schätzt die Zeit, die sie der gemeinsamen Freundin widmen, auf mindestens fünf Minuten. Er sagt nur Gutes über sie, und das tut auch die andere Frau. In all dem Lob und der Bewunderung, die sie über sie austreuen, rühren sie zugleich aneinander, wenn auch nur mit Worten. Die Zeichnung der Freundin zeigt sich bis aufs i-Tüpfelchen zutreffend:

Gerade die Nase zieht in dem Gesicht die Aufmerksamkeit auf sich, wie wenn eine exotische Flagge im Wind für ein Land flattert, das man sonst vielleicht gar nicht bemerkt hätte.

Die Frau lässt ihre Hände im Schoß ruhen. Nur um hin und wieder die Kaffeetasse zum Mund zu führen, hebt sie eine Hand über die Marmorplatte des Cafétischs, während der Mann ziemlich manisch mit seiner Linken immer wieder kleine Fetzen aus der Papierserviette neben der Kaffeetasse auf der Marmorplatte zupft und sie dann zu noch kleineren, ungleichmäßigen Kugeln aus weißem Papier rollt. Das ist eine Unart, die der Mann seit dem Teenageralter hat und die er erst seit dem Erwachsenenalter nicht mehr bekämpfte.

Über die gemeinsame Freundin sagt die Frau plötzlich zu dem Mann: Teodora trinkt zuviel. Sie ist Alkoholikerin, und ohne Peter käme sie überhaupt nicht zurecht. Teodora würde untergehen. Aber Peter hält sie Gott sei Dank wie ein Korsett.

Dann entschuldigt sich die Frau und verbessert sich.

Sie meine Rettungsanker, nicht Korsett.

Der Mann, der das Korsett dem Rettungsanker vorgezogen hätte, sagt, er verstehe Teodora.

Die Freiheit ist entsetzlich, sagt der Mann. Nachdem sie eine Weile still dagesessen hat, fragt ihn die Frau, was er damit meine, dass die Freiheit entsetzlich sei.

Ich brauche sie nicht, erklärt der Mann. Ich weiß nicht, was ich mit ihr anfangen soll.

Daraufhin sitzt die Frau lange schweigend da und überlegt, wie er das eigentlich meint, was er über die Freiheit gesagt hat, die er nicht braucht, kommt aber zu keinem Ergebnis. Daraus zieht der Mann den Schluss, dass er das, was er gesagt hat, ausschließlich gesagt hat, um sich interessant zu machen. Dafür schämt er sich vor sich selbst, obwohl er sehen kann, dass die Freiheit, die er so nachlässig abgewiesen hat, auf die Frau einen großen Eindruck gemacht hat.

Aber bevor er Zeit findet, das, was er gesagt hat und nicht meint, zurückzunehmen oder wenigstens in Frage zu stellen, blickt die Frau vom Tisch auf – es scheint, als hätte sie mit gesenktem Kopf seine Papierkugeln gezählt – und sagt, sie habe noch nie jemanden sagen hören, was der Mann gerade gesagt hat.

Nein?

Sie verdeutlicht: jedenfalls hat sie noch nie einen anderen Mann sagen hören, was er gerade gesagt hat.

Männer pflegen ihre Freiheit über alles andere zu stellen.

Ich nicht, sagt der Mann.

Der Kellner geht an ihrem Tisch vorbei, wirft einen zerstreuten Blick auf die beiden Gäste, ohne zu fragen, ob sie noch etwas bestellen wollen. Aber der Mann sieht, dass der Kellner es geschafft hat, die Papierkugeln zu zählen oder immerhin zu entdecken, und so unmerklich wie möglich schiebt er sie mit der linken Hand zusammen, um sie in den Aschenbecher zu werfen, während die Aufmerksamkeit der Frau in eine andere Richtung gelenkt ist.

Dann fragt die Frau, ob sie nicht vielleicht das Lokal wechseln sollten, hier sei es doch ziemlich zugig und der Kaffee nicht besonders gut, in dem Viertel ringsumher gebe es viel bessere Lokale, übrigens habe sie zufällig Schinken und eine Flasche Wein zu Hause.

Die Frau wohnt auf der anderen Seite des Flusses, der gelbbraun und träge durch die Stadt fließt. Zu ihr nach Hause ist es so nah, dass sie sich entschließen, zu Fuß zu gehen. Auf der Brücke über den Fluss gehen sie nebeneinander, und in deren Mitte, es ist eine der ältesten in Europa, legt der Mann der Frau den Arm um die Taille.

Sie lässt es geschehen, und so hat der Mann in gemächlichem Tempo und in einer Gesellschaft, die zufälligen Besuchern nur selten vergönnt ist, die Gelegenheit, sich mit die-

ser Stadt bekannt zu machen, die er von früher nur flüchtig kennt, und gerade so, wie sie sich an diesem Abend ausnimmt, wird die Stadt ihm im Gedächtnis bleiben, in genau diesem flammenden Abendlicht über Wasser und Hügeln und genau zu dieser Jahreszeit, auch lange nachdem alles, was er mit der Stadt hätte verbinden können, jede Bedeutung verloren hat.

Ich wohne im dritten Stock, sagt die Frau, als sie die Haustür mit zwei Schlüsseln öffnet.

Es zeigt sich, dass dem Haus ein Lift fehlt. Sie müssen bis ganz hinauf steigen, und durch die tiefen Fenster im Treppenhaus im dritten Stock kann der Mann über die Stadt hinausblicken, über ein Gewirr von Dächern mit Dachziegeln, Kirchtürmen und Turmspitzen, die meisten davon auf der anderen Seite des Flusses. In seiner eigenen Stadt sind es Schornsteine, die man bemerkt, und die Dächer dort sind aus schwarzgestrichenem Blech.

Die Wohnung ist klein. Sie besteht aus einem sehr großen Raum, einer kleinen Küche und hinter der Küche einem viel kleineren Zimmer für die Tochter. Dieses Kind hat weder die Freundin noch die Frau erwähnt; die Frau hat also eine minderjährige Tochter, die an diesem Abend schon schläft. Dass sie nicht von dem Kind erzählt hat, irritiert den Mann, und er fragt sich, ob er den ganzen Weg hierher umsonst zurückgelegt hat.

Die Mutter der Tochter ist frisch geschieden, aber das erfährt der Mann erst, nachdem die Flasche Rotwein am Tisch in dem sehr großen Raum geleert ist und die Frau draußen in der Küche noch eine halb ausgetrunkene Flasche sauren Weißwein gefunden hat, die ebenfalls geleert wird, so dass die Frau kurz darauf auf seinem Schoß sitzt.

Durch den Stoff des Kleides hindurch kann er die Wärme ihres Schoßes spüren, und seine Hand, die linke, befindet

sich bald unter dem Kleid zwischen ihren Schenkeln, wo es noch wärmer ist und tief drinnen feucht, eine Feuchtigkeit, die wie die Wärme von dem Körper und der Einsamkeit der Frau erzeugt wird, und dem Mann geht ein nur zur Hälfte gedachter Gedanke durch den Kopf, der damit zu tun hat, wer die Tochter zu Bett gebracht haben mag und wann, aber die Hand übernimmt wieder, die linke Hand hat keine Verwendung für einen Kopf mit Gedanken, und mit feuchten Lippen, schwarz vom Wein, versucht der Mann etwas in das Ohr der Frau zu murmeln, Worte mit allzu eindeutigen Sinn oder Worte ohne jeden Sinn, doch fast sofort gibt er auf und beißt sie stattdessen vorsichtig ins Ohr.

Au, sagt die Frau. Du darfst mir nicht weh tun.

Aber dies geschieht erst später.

Davor haben sie etwa eine Stunde lang jeder auf einem Stuhl gesessen und Schinken und Tomaten mit großem, nachlässig gespültem Silberbesteck gegessen, und während die Frau davon erzählt hat, wie dramatisch das Leben in der Stadt sich verändert hat und – höchst erstaunlich – innerhalb so kurzer Zeit, ist der Mann mehr damit beschäftigt gewesen, sich in dem Raum umzusehen.

Er wird dominiert von einem großen Bett mitten im Zimmer und einem Gemälde an der Wand hinter der Frau. Das Gemälde, ebenfalls sehr groß, stellt die Wasserfälle von Slunj dar. Der Mann ist sehr zufrieden damit, dass er das Motiv fast sofort erkennt; diese Stadt mag ihm fremd sein, fast unzugänglich, aber von dem großen und seit langem untergegangenen Reich, zu dem die Stadt ebenso wie diese Wasserfälle einmal gehörten, glaubt der Mann mehr zu wissen als die allermeisten, die heutzutage in den provisorischen Resten dessen leben, was damals ein und dasselbe Staatsgefüge gewesen war.

Das Gemälde bewirkt, dass der Mann sich in diesem Raum

sofort heimisch fühlt. Es erscheint ihm wie eine heimliche Verbindung mit einer Vergangenheit, die ihm vertraut ist. Zugleich sagt es etwas Schmeichelhaftes auch über diese Frau, scheint das Beste an ihr hervorzuheben, so wie die kunstvolle Fassung einer Brosche eine Perle oder einen Edelstein hervorhebt. Der Mann will gern glauben, dass das Gemälde in der Familie der Frau vererbt wurde. Das Motiv ist ja kaum eins von denen, bei dem sich behaupten ließe, es gehöre zur Menschheit wie die Gondeln auf den Kanälen von Venedig, ägyptische Pyramiden oder höfische Schriftgelehrte im Frühling in einem chinesischen Garten. Solche Gemälde kann man überall finden, ohne dass es etwas bedeuten muss oder einen überrascht; aber diese Wasserfälle in einem Teil der Welt, von dem kaum jemand (außer dem Mann) etwas gehört hat, sind der Menschheit vollständig unbekannt, und nicht einmal als reine Natur betrachtet etwas, das sich mit den Niagarafällen messen könnte.

Wie sollten die Wasserfälle von Slunj hier anders gelandet sein als über den Weg der Familie der Frau und des Reichs, das es nicht mehr gibt?

Der Mann weiß nicht viel mehr von der Frau, als was ihre gemeinsame Freundin auf den Touristenstadtplan geschrieben hat, den er in der Tasche trägt, aber das Gemälde an der Wand scheint ihm viel mehr zu sagen als was er schwarz auf weiß besitzt. Ein Verwandter der Frau war vielleicht einmal als Militär in Slunj stationiert gewesen. Oder dorthin abkommandiert worden, mit einem Sonderauftrag auf Rechnung des untergegangenen Reichs, und hatte sich als Landvermesser, Ingenieur oder Bezirksrichter in dieser schönen, aber öden Gegend vermutlich unwohl gefühlt.

Von den Militärs und Landvermessern der damaligen Zeit weiß der Mann, sie mussten zeichnen können. Dass sie in ihrer Freizeit zeichneten, war auch nicht ungewöhnlich, und

der wilden Unordnung der slunjischen Wasserfälle entspricht auf der Leinwand die dilettantische Pinselführung; der Mann kann sehen, wie das Wasser mal hier- und mal dorthin fließt, so dass ein unwissender Betrachter wohl nicht besonders erstaunt wäre zu erfahren, dass dieses Reich, das diese Stadt und diese Wasserfälle einmal vereint hatte, vor bald hundert Jahren aufgehört hat zu existieren.

Aber das war natürlich ein absurder Gedanke. Kein Reich geht deshalb unter, weil es schlecht gemalt oder abgebildet wird, ebenso wenig wie gute Gemälde solche Imperien am Leben erhalten könnten. Aber je länger der Mann nachdenkt, umso unsicherer fühlt er sich in dieser Sache.

Für den, der die Augen offen hält, gleicht dieses Zimmer einer Vorratskammer, wo das, was nicht mehr in Gebrauch ist, verwahrt wird. Auch das bewirkt, dass der Mann sich hier heimisch fühlt. Man denke etwa an das Gemälde mit seinem strömenden Wasser oder die Blumentöpfe mit ihren verschrumpelten, staubigen Palmen, den dunkel gebeizten Esstisch mit dem nachlässig gespülten Silberbesteck, die Madonna aus Porzellan oben auf der Kommode, einen an die Wand genagelten Fächer und – auf einem Piedestal – einen Vogelkäfig mit einem hellgelben Kanarienvogel. Auch der Vogel in seinem Käfig erscheint dem Mann eher wie ein Gegenstand als wie etwas Lebendiges, als ein Teil der Einrichtung, die dem Raum seine nostalgische Gemütlichkeit verleiht.

Doch all diese Objekte scheinen zu einer anderen Zeit zu gehören, die in diesem Raum ausschließlich von Dingen verkörpert wird, welche in der Gegenwart keinen rechten Platz haben. Mit den heutigen Menschen und ihrem Leben in dieser Stadt hat das nichts zu tun.

Ob ein lebendiges Wesen wirklich so viel Vergangenheit auf einmal aushalten kann?

Dabei denkt der Mann an die Frau, nicht an den Kanarien-

vogel. Aber dieser Gedanke ist eigentlich eher eine Beobachtung als etwas, das mit Denken zu tun hat, sondern mehr damit, dass er meint, viel besser verstanden zu haben, was in der Stadt vorgeht, als die Frau, die immerhin darin wohnt, die Frau, die noch nicht auf seinem Schoß sitzt, sondern immer noch ihm gegenüber am Tisch: denn solange ein Raum wie dieser in der Stadt existiert, kann man nicht von dramatischen Veränderungen reden, die in kurzer Zeit hätten eintreffen sollen.

Die Wasserfälle von Slunj liegen da, wo heute der Staat Kroatien ist. Ganz unten am Rahmen des Gemäldes befindet sich eine vergoldete Plakette, auf welcher der Name des Werkes (»Die Wasserfälle von Slunj«) eingraviert ist. Der Mann weiß zufällig, dass ein zu seiner Zeit sehr berühmter österreichischer Schriftsteller einen Roman mit demselben Namen wie dieses Ölgemälde geschrieben hat, ist aber beinahe sicher, dass die Frau nichts davon weiß, nicht einmal den Namen des österreichischen Schriftstellers kennt. Für diese eigentlich unbegründete Annahme, die nicht gerade vorteilhaft für die Frau ist, schämt er sich ein wenig, aber nicht besonders lange.

Das Bild ist in dumpfen Farben gemalt, in dunklen Schattierungen von Grün, Blau und Schwarz, eine Farbgebung, die das Motiv an der Wand düster, fast symbolisch schicksalsträchtig macht. Nicht einmal das reichliche Vorkommen von fließendem, klarem Wasser kann viel an dieser Sache ändern. Die Wasserkaskaden, die mit großer Kraft auf dem oberen Teil der Leinwand hervorsprudeln, um sich am unteren über Klippen und zwischen Klüften hinunterzustürzen, scheinen sich ihren eigenen Weg zu bahnen, bevor sie in der Tiefe empfangen werden. Als Abbildung macht so viel Wasser auf einmal einen ungeschickten Eindruck; auf halbem Wege scheint der Maler den Faden verloren zu haben, der Pinsel

und die Farben haben ihn im Stich gelassen, so dass dem Mann klar ist, dass dieser ihm unbekannte Amateurmaler – vermutlich ein Landvermesser oder Offizier – sich in keinerlei Hinsicht mit dem der Frau höchstwahrscheinlich völlig unbekanntem Schriftsteller messen kann, was die Behandlung desselben Motivs betrifft.

Was für ein schönes Bild, sagt der Mann.

Ja, antwortet die Frau.

Für einen Augenblick zögert sie. Soll sie ihm erzählen, dass sie vor bald zehn Jahren zusammen mit ihrer gemeinsamen Freundin dieses Bild auf einem Flohmarkt gefunden hat? Billig war es auch. Doch die Frau will so wenig wie möglich über die Freundin sprechen und zieht es daher vor, nicht zu antworten. Wenn es nach ihr geht, hat sich die Freundin als Gesprächsstoff erschöpft. Zwar ist sie dankbar dafür, dass sie diese Verabredung mit einem Mann für sie arrangiert hat, als alleinstehende Mutter ist die Frau in dieser Hinsicht nicht verwöhnt, aber sie hat angefangen, die Freundin als Konkurrentin zu empfinden.

Warum eigentlich? Dazu hat sie doch keinen Grund. Und dennoch. Aber Tatsache ist, dass sie jetzt die Anwesenheit ihrer Freundin fürchtet, sei es auch nur in einem Nebensatz oder im Zusammenhang mit Plunder und anderem unbrauchbaren Kram von einem Flohmarkt.

Deshalb bejaht sie, als der Mann fragt, ob das Bild in der Familie vererbt worden sei.

Diese Notlüge kommt über ihre Lippen, als sie beide noch weit davon entfernt sind, fast von dem Stuhl zu fallen, auf dem sie schon zusammen sitzen, und die Frau ihn ins Bett zieht, das sich nicht weiter von dem Tisch entfernt befindet, als dass der Mann, trotz der ausgetrunkenen Flaschen, zusammen mit ihr darin zu landen vermag, ohne allzu betrunken zu wirken.

Der Mann erkennt, dass er zum ersten Mal von einem Vogel beobachtet wird, während er mit einer Frau schläft.

Mit offenem Mund und zerzausten Haaren, hastig keuchend, wird die Frau sich dem Mann hingeben.

Du darfst mir nicht weh tun, flüstert sie ihm ins Ohr.

Aber bevor dies geschieht, hat der Mann eine Stimme aus dem kleineren Zimmer hinter der Küche gehört, ein Wesen, das nach seiner Mutter ruft, und die Frau, die da schon auf seinem Schoß sitzt, steht rasch auf und streicht sich den Rock glatt, bevor sie mit lauter, besorgter Stimme sagt, Liebling, was ist?